

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten

14) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

Schließlich verloren wir doch die Geduld, und Jörn mischte sich in unseren Schreden. Einer von uns sagte zu mir: „Halten Sie ihr doch das Licht unter das Kinn.“ Das that ich auch. Da öffnete sie halb das eine Auge, es war glanzlos und erloschen — ein widerlicher Anblick.

Ich zog das Licht zurück und rief:

„Nun, Du alte Hexe, willst Du endlich antworten? Wer bist Du?“

Das Auge schloß sich wie von selbst wieder.

„Das ist aber wirklich zu stark.“ sagten die Anderen. „Noch einmal heran mit dem Licht. Sie werden sie noch zum Reden bringen.“

Ich hielt das Licht der Alten noch einmal unter das Kinn.

Da öffnete sie langsam beide Augen, starrte uns einen nach dem andern an, bückte sich dann plötzlich und blies das Licht mit einem eisigen Hauche aus. Im selben Augenblicke fühlte ich, wie drei spitze Zähne in der Dunkelheit in meine Hand sich eindrückten.

Ich erwachte schauernd und in kalten Schweiß gebadet. Der Priester sah zu Füßen meines Bettes und las Gebete.

„Habe ich lange geschlafen?“ fragte ich ihn.

„Sie haben eine Stunde geschlafen, mein Sohn,“ antwortete er.

„Man hat Ihnen Ihr Kind gebracht. Es wartet im Zimmer nebenan auf Sie. Ich wollte nicht, daß man Sie weckte.“

„Oh meine Tochter,“ schrie ich auf, „bringt mir meine Tochter her!“

XLIII.

Sie ist frisch, rosig und hat große Augen. Sie ist wirklich schön!

Man hat ihr ein Kleidchen angezogen, das ihr gut steht.

Ich habe sie auf meine Arme genommen und sie auf meine Knie gesetzt. Ich küßte ihr Haar.

Warum ist ihre Mutter nicht mitgekommen? Ihre Mutter ist krank, ihre Großmutter auch! Das ist gut!

Sie sah mich verwundert an. Sie ließ sich ruhig lieblos, umarmen und küssen. Doch warf sie von Zeit zu Zeit einen unruhigen Blick auf ihre Kinderfrau, die in einer Ecke stand und weinte.

Endlich konnte ich sprechen.

„Marie, meine kleine Marie!“

Ich drückte sie heftig gegen meine Brust und schluchzte. Sie stieß einen leichten Schrei aus und sagte:

„O, Sie thun mir weh, mein Herr.“

Mein Herr! Seit einem Jahre fast hat das arme Kind mich nicht mehr gesehen. Es hat mich vergessen, mein Gesicht und meine Stimme. Wer könnte mich auch mit diesem Bart, in diesen Kleidern und bei der bleichen Gesichtsfarbe wiedererkennen? So bin ich also schon aus dem Gedächtniß ausgelöscht, aus dem einzigen, wo ich hätte leben wollen! Also nicht mehr Vater! Ich bekomme nicht mehr dies Wort zu hören, dies Wort der Kinderprache, das so zart ist, daß es nicht mehr in der Sprache der Erwachsenen bleiben kann: Papa!

Und dennoch, es aus diesem Munde zu hören, noch einmal, ein einziges Mal, das ist Alles, was ich für vierzig Jahre Leben, die man mir nimmt, verlangen würde.

„Höre, Marie,“ sprach ich zu ihr und nahm ihre beiden Händchen in die meinen, „kennst Du mich denn nicht mehr?“

Sie sah mich mit ihren schönen Augen an und sagte:

„Nein.“

„Sieh mich ordentlich an. Wie, Du weißt nicht, wer ich bin?“

„Doch. Ein Herr.“

„Ach, welcher Schmerz, wenn man auf der Welt nur ein Wesen glühend liebt, es mit seiner ganzen Liebe liebt und

das nun vor dir steht, dich ansieht und betrachtet, zu dir spricht und dir antwortet und dich doch nicht kennt! Du willst Trost nur von ihm, und es ist der einzige Mensch, der nicht weiß, daß du ihn nöthig hast, weil der Tod auf dich wartet!

„Marie,“ fing ich wieder an, „hast Du einen Papa?“

„Ja, mein Herr.“

„Nun, wo ist er?“

Sie machte große, verwunderte Augen.

„Ach, Sie wissen es nicht? Er ist todt.“

Da schrie sie auf, da ich sie beinahe hätte fallen lassen.

„Todt!“ sagte ich. „Marie, weißt Du, was das heißt, todt sein?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete sie. „Er ist in der Erde und im Himmel.“

Sie fuhr von selbst weiter fort:

„Ich bitte den lieben Gott für ihn Morgens und Abends auf Knieen.“

Ich küßte sie auf die Stirn.

„Marie, sag mir Dein Gebet her.“

„Ich kann nicht, mein Herr. Ein Gebet sagt man nicht am Tage auf. Kommen Sie aber heute Abend zu uns, da werde ich es Ihnen auftragen.“

Ich hatte genug davon. Ich unterbrach sie.

„Marie, ich bin ja Dein Papa.“ Sie verstand mich nicht recht. Ich fügte hinzu: „Soll ich Dein Papa sein?“

Das Kind wandte sich ab.

„Nein, mein Papa war viel schöner.“

Ich bedeckte sie mit Küssen und Thränen. . . . Sie suchte sich aus meinen Armen loszuwinden und schrie:

„Sie thun mir ja weh mit Ihrem Bart.“

Dann setzte ich sie wieder auf meine Knie und sah sie zärtlich an.

„Marie, kannst Du lesen?“

„Ja“, antwortete sie. „Ich kann gut lesen. Mama hat mich buchstabiren gelehrt.“

„Schön, lies ein bißchen,“ sagte ich und zeigte auf ein zerknittertes Blatt Papier, das sie in dem einen Händchen hielt.

Sie schüttelte ihr hübsches Köpfchen.

„Ach, ich kann nur Fabeln lesen.“

„Versuch nur immer. Lies.“

Sie entfaltete das Blatt und buchstabirte mit dem Finger:

„U, R — U, R, E, S, I — teil, Urtheil . . .“

Ich riß es ihr aus der Hand. Es ist mein Todesurtheil, das sie mir vorlas. Das Kindermädchen hatte das Blatt für einen Sou gekauft. Mich kostete es doch erheblich mehr!

Ich kann nicht mit Worten beschreiben, was ich litt. Meine Festigkeit hatte das Kind erschreckt. Sie war dem Weinen nahe. Plötzlich sagte sie:

„Geben Sie mir doch mein Blatt wieder. Ich will damit spielen.“

Ich gab sie dem Kindermädchen zurück.

„Bringen Sie sie fort.“

Ich sank auf meinen Stuhl zurück, schwermüthig, hoffnungslos und verzweifelt. Jetzt sollten sie kommen, nichts hält mich mehr fest, die letzte Faser meines Herzens ist zerrissen. Jetzt bin ich geeignet für das, was sie mit mir vorhaben.

XLIV.

Der Priester und der Gefangenwärter sind gute Leute. Ich glaube, sie haben eine Thräne geweint, als ich mein Kind wegführen hieß.

Vorbei. Ich muß jetzt fest werden, wenn ich an den Henker, an den Karren, an die Gendarmen, an die Volksmenge auf der Brücke, dem Quai und an den Fenstern denke und an das, was für mich auf dem schauerlichen Gröbeplatz bestimmt ist, den man mit den Köpfen pflastern könnte, die er hat fallen sehen. Ich glaube, mir bleibt noch eine Stunde, um mich an all das zu gewöhnen.

XLV.

„All' das Volk wird lachen, in die Hände klatschen und seinen Beifall äußern. Und unter all' diesen freien Menschen,

ble mit dem Kerkermeister noch nicht vertraut sind, die ver-
günstigt zu einer Hinrichtung laufen, unter dieser Menge von
Stöpsen, die den Platz beschatten, wird mehr als ein Haupt
sein, das bestimmt ist, dem meinen in kürzerer oder längerer
Frist in den rothen Korb zu folgen. Mehr als einer, der
jetzt meinerwegen auf den Platz kommt, wird dahin seinet-
wegen kommen.

Für diese unseligen Menschen giebt es auf dem Gräbe-
platz einen unseligen Ort, einen Anziehungspunkt, eine Falle.
Sie gehen so oft um ihn herum, bis sie selbst drin liegen.

XLVI.

Meine kleine Marie! — Man führte sie von mir zum
Spielen fort, sie sieht die Menge durch das Fenster des
Wirthswagens und denkt schon nicht mehr an jenen „Herrn“.

Vielleicht werde ich noch Zeit haben, einige Zeilen für sie
niederzuschreiben, damit sie sie eines Tages liest und nach
fünfzehn Jahren über den heutigen Tag weint.

Ja, von mir soll sie meine Geschichte erfahren und warum
der Name, den auch sie trägt, blutbesteckt ist.

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

So hätten wir denn eine Operetten-Revolution! Einen verspäteten
faschischlichen Schwank! Man könnte über die Tollheit herzhaft
lachen, wäre sie nur nicht auf so ernstem Untergrund emporgewachsen.
Gewiß ist der Nationalismus im heutigen Paris zur Karikatur um-
geschlagen. Aber die Zeiten sind lange vorüber, in denen man mit
Grund sagen konnte, das Lächerliche tödtet. Herr Déroulède wäre
sonst schon lange todt und er hätte sich die Bravour ersparen können,
mit der er dem General Roget das Kommandowort zurief: Braver
General, rette das Vaterland, bewahre das heiligste Gut
der Armee! Der bombastische Dichter Déroulède war an sich
schon eine komische Gestalt. Seine Verse lassen sich nicht gut mit
der nüchternen deutschen Hofpoesie irgend welcher Art vergleichen.
Bei Déroulède äußerte sich der überhitzte, phantastische, tollgewordene
Dilettantismus.

Aber Déroulède ist der Europäer, der sich mit Fähigkeit zu
Blamieren weiß. Wenn die Blamage ausdauernd sich wiederholt, so
lebt in ihr auch etwas von der Kraft der Kellame, der modernen
Siegerin. Sie hat Herrn Déroulède immer wieder obenauf er-
halten, sie hat ihm immer wieder trotz seiner Narheiten Anhänger
zugeführt. An seiner Seite und mit der Patriotentoga standen in
jüngster Zeit Jules Lemaitre — merkwürdig unfruchtlich für einen
sonst so feinen kritischen Kopf — und François Coppé, ein glatter,
gewandter Poet und ein Mitläufer in politischen Dingen.

Die Blamage über die Operettenrevolution mag zunächst den
Nationalisten in den Gliedern liegen. Für eine Weile! Aber die
chauvinistische Ausschweifung, in der Déroulède's Nartheit sich so weit
auswachsen konnte, wird nicht so bald ruhen. In dem Kampf, der
gegenwärtig zwischen bürgerlichem und militaristischem Gemeinheits-
sinn in Frankreich entbrannt ist, war der Boden für Exaltationen
jeglicher Art gut vorbereitet; und dann pflegt es mit Exaltationen
so zu ergehen, wie mit anderen Thaten, die allgemeines Ansehen
machen, und wären sie selbst Kapitalverbrechen. Krankhafte Nach-
ahnungsreize werden ausgelöst.

Wagt in Frankreich die Erregung zwischen den Nationalisten und
der bürgerlichen Demokratie hin und her, so erregt man sich
bei uns gewaltig über „proletarische Notheiten“ und deren
Ursachen. Es ist dabei eigenthümlich zu beobachten, wie
man über jeden physischen Schlag, über jedes rübe Wort sich
so unäglich entrüstet; und wie man andererseits Aeußerungen,
die tiefer provozieren und verletzen, nebensächlich einschätzt. Alle die
Leute, die ein geistiges Unterthanigkeitsverhältniß ihrer Arbeiter auf-
recht erhalten wollen, sind am meisten über das individuelle Bewußt-
sein des modernen Arbeiters verdröffen. Sie fragen ganz naiv:
Wie kommt mein Unterthan, mein Brodsklave zum lebhaften ent-
wickelten Gefühl für eigenen Werth, eigene Ehre. Von ihrem Hoch-
muthsdünkel aus können sie es nicht fassen, wie die Herrensprache
oft tiefer verwunden kam, als eine leibliche Mißhandlung; ja, wie es eine
Leutseligkeit giebt, die geradezu empört. Ohnedies ist die Empfindlichkeit
des Armen, der im Leben so viel herumgestoßen wird, häufig wachsender,
als die des Mannes im gesicherten Wohlsein. Wenn nun irgendwer
im Herrenbewußtsein den Armen hochfahrend anschaut, so meint
er getrost: Dem thut's nicht besonders weh. Der ist's nicht anders
gewöhnt; und ist er auffahrenden Temperaments, dann pflegt er
leicht mit ehrenrührigen Vorwürfen heraus. Das ist nur ein „mo-
ralischer Schlag, ein moralischer Fußtritt“. Den soll der Arbeiter
getrost einstecken. Mit einer Art von Falstaff-Philosophie denkt der
Mann mit dem Herren-Hochmuth: Davon trägt der arme Teufel
keine Beule mit sich. Und wenn der Getrunkene reagirt, sagen wir
mit Fausthieben reagirt, so ist er der aufgekochte, unverbesserliche
Hohling.

Man wird aber das menschliche Werthbewußtsein des Arbeiters
nicht mehr niederdrücken können, auch wenn man gegen seine parla-
mentarischen Vertreter mit bureaukratischer Schneidigkeit vorgehen zu
können glaubt. Wen will man durch diese Schneidigkeit einschüchtern?
Der Selbstbewußte wird vor ihr nicht zurückschrecken, auch wenn sie
in heroischer Geberde aufträte; im Uebrigen wird sie, wenn ein Prä-
sident das Recht des Parlaments nicht energisch genug wahrte, nur zu
aufgeregten Szenen führen. Daß dabei die Schneidigkeit durchaus
nicht Meister der Situation bleibt, das konnte man erst jüngst er-
fahren. Die Parlamentsvertreter sind keine Unterbeamten, denen
man kraft seiner höheren Rangordnung imponirt.

Verständert noch wird manchmal das Herrenrecht auch auf
Gebieten aufrecht erhalten, wo es nur noch komisch unzeitgemäß
wirkt. Mit der Ernsthaftigkeit, mit der man in Wien allerlei possi-
bille Dinge treibt, ist man neulich dort an eine „Dichter-Enquete“
herangetreten. Das heißt, man hielt Umfrage bei verschiedenen
Bühnendichtern, wie sie es mit dem dankbaren Verneigen vor dem
berehlichten, vielköpfigen Publikum hielten.

Das ist ein Thema, das schon mannigfach besprochen wurde.
Offenbar ist noch ein Rest von Sklavenemuth in der komischen Sitte
des Verbergens und abermaligen Verbergens enthalten. Hat denn
der Dichter wie ein abgerichteter Pudel vor dem Publikum schön auf-
zuwarten? Als die Theater noch vorwiegend höfische Mäcenaten-Ein-
richtungen waren, hatte die Sache ihre richtige Veranlassung. Jede
fürstliche Persönlichkeit, die ein Ludwig der Vierzehnte im
Kleinen sein wollte, durfte es verlangen, daß ein seltsamer Kauz,
wie der Dichter nun einmal ist, sich vor der Gnadenjonne ver-
neige.

Inzwischen ist soviel von freier Kunst die Rede gewesen; die
stolzeften Phrasen wurden bei Fest Gelegenheiten hervorgeholt. Aber
der Bühnendichter hat sich nach wie vor in würdelofter Bedienten-
haftigkeit zu verneigen.

Die Lustige hat in neuester Zeit bei uns in Berlin zu einem
gewissen Sport geführt. Die Freunde des Autors rufen, die
Feinde zischen, um ein Nichts oft. Mit dem Autor wird
auf diese Weise ein rüdes Hetspiel getrieben. Man muß nämlich
bedenken, in welcher Nervenverfassung ein Autor sich befindet, der
um Ehre und oft um nothwendigen Lebensunterhalt kämpft; dann
erst wird man seine seelische Folter begreifen. Allein das Hetspiel
wird nicht abkommen; in unseren Lusttheatern gewiß nicht. Ge-
schäft ist Geschäft, und der Dichter wird beim Nothschuß gefaßt und
vor die Rampe gezerrt; denn das „animirt“ das Publikum; es
bringt neue Erregung und ist ein Spiel im Spiel. Also ist es
geschäftsbienlich; und wäre der dachtende Künstler ein neuer Shakes-
peare, er müßte sich democh dem Geschäftsinteresse des Unter-
nehmers fügen und mit seinem süßesten Lächeln vor den Verehrungs-
würdigen sich verbeugen, die Geld genug haben, den Spaß zu be-
zahlen.

Man könnte eine Satire darüber schreiben, wie die Herren
Dichter, die Einen aus rein persönlicher Eitelkeit, die Anderen aus
solidarischem Geschäftsinteresse, sich zur Frage des Hervorrufs ver-
halten. Der einzige Willdenbruch lehnt das Lächerlich-Anwürdige
geradezu und bestimmt ab. Er für sein Theil möchte sich emancipiren.
Der Einzelne freilich kann es nicht.

Ein gewiegter Handelsmann, wie Oskar Blumenthal, der
Meister unserer Tage im Theatersport, steht auf dem entgegen-
gesetzten Standpunkt. Wie soll man, meint er, entscheiden, was Er-
folg war, als durch die statistische Aufnahme der Hervorrufe? Das
ist Geist vom Geiste Blumenthal's, des Theaterhändlers. Ein
Theatergeschäft muß glatt sein, meßbar und genau zu kontrolliren.
Zehn Hervorrufe, und die Dichtung ist so und so viel „baar in
Reichsmark“ werth.

Darum ist es manchmal so pugig, wenn ein Dichtlein mit
höchst gelenken Beinen möglichst rasch wieder hervortritt, damit
die Zahl der Hervorrufe ansehnlicher werde. Der Wein-Verhende
hat dann entschieden den Vorzug vor dem Schwerblütigen, den
etwa giftiges Reizen plagte. Nicht zu verachten ist eine starke,
ausdauernde Familienstüge. Ein Dichtersmann mit reicher, arbeits-
williger Familie kann immer einen netten Welt-Rekord erreichen.
Kernern sich die Andern über den Uebereifer, um so besser. Es
wird geizigt, das Zischen wird niedergelatscht; es ist ein edler,
künstlerischer Sport; und wenn der Autor dann ein Duzend Mal
und drüber hin und her geschoben wird, so kann er lachen. Er hat
dann den Genie-Rekord erreicht.

So wird im Reiche des kapitalistischen Betriebes Kunst ge-
macht, jene Kunst, von der es heißt, daß sie mit schächernden und
feilschenden Elementen nichts zu thun haben solle. — Alpha.

Kleines Heuilleton.

—w— **Kalter Wind.** Voller Nachmittags-Sonnenschein lag auf
den Straßen. Alles sah licht und freundlich aus. Dem jungen
Mädchen, das im schwarzen Einsegnungsleid dahinging, den
Blumenstrauß in der Keinen, zum ersten Mal behandschuhten
Rechten, schien sogar über dem Alltagsstreben Festlichkeit zu liegen.
Ein warmer Glanz strahlte ihr aus Allem entgegen, und ihre Augen
leuchteten.

Zwei Freundinnen schritten ihr zur Seite. Ihre kleinen Gesichter lächelten vor Eifer und Wichtigkeit. Und wenn sie auch in ihren Alltagskleidern gehen mußten, in kurzen Röckchen, dünnem Jodett und blauer, nicht ganz frischer Schürze, so hatten sie doch in ihre Jöpschen ein frisches, buntes Band geflochten. Mit der einen Hand hatten sie ihre ältere Freundin untergefaßt, die andere hatte sie in den Ählig ihrer Jodetts geschoben.

So gingen die Drei schweigend gegen den Wind. Der wirbelte Papiersegen und Staub auf und trieb das Alles den Bürgersteig entlang.

„Du, ist der Wind kalt!“ sagte das eine Mädchen und beugte den Kopf weit vor, damit ihm der Schmutz nicht ins Gesicht fliege.

„Ach, das finde ich garnicht!“ antwortete die Eingesegete, die den Kopf lächelnd aufrecht trug und nur die Augen schloß, wenn ein jäher Windstoß ihnen ganze Wolken Staub ins Gesicht warf.

„Na weicht Du! Du in Deinem dünnen Umhang, friert Dich denn gar nicht!“ machte die Erste erstaunt.

„Na... Die Sonne scheint ja so schön... Ach, Kinder! Ich freue mich ja so auf meine Tante... Wie sie neulich bei uns war, erzählten wir natürlich auch, daß ich eingeseget werde. Da hat sie mich sofort eingeladen... Ihr müßt nämlich wissen, Tante ladet sonst keinen Menschen ein. Nicht mal meine Mutter, die doch ihre Schwester ist, hat sie eingeladen. Schon seit sechs Jahren waren wir nicht bei ihr... Gott, ich weiß noch, ich war damals solch kleiner drolliger Babb...“ Sie lachte, daß sie ihren Oberkörper vorbeugen mußte... Und da hat mir meine Tante ein Kinderkleid zu liegen. Fein, pittein. Mit Samtpassien und einem Gürtel aus Perlen, und einen Seideneinjaz hatte es vorn, und unten herum war der Rock mit lauter ausge schlagenen Blumen bedeckt. Ach, es war entzückend! Und das zog mir meine Tante an. Sie wollte bloß mal sehen, wie es sitzt. Als ich es aber wieder ausziehen sollte, fing ich natürlich an zu heulen. Ha, wie komisch ist man doch, wenn man noch so klein ist. Nicht wahr?“ fragte sie lichernd.

Die Andern, die einen ganz rothen Kopf bei der Schilderung des Kleides bekommen hatten, nickten nur.

„Ja, und nun,“ fuhr die Eingesegete fort, „nun sagte sie, ich sollte mich vorstellen in meinem Einsegnungskleid. Ich solle aber auch bestimmt kommen. Nun bin ich ja neugierig, was sie zu meinem Kleid sagen wird. Sie ist nämlich eine Schneiderin! Die kann keine Kleider machen! Geschenk will ich ja garnichts von ihr haben. Sie ist nämlich fürchtbar kniderig. Na, ich sagte ja schon, seit sechs Jahren hat sie uns nicht mehr eingeladen. Aber Schneiderin kann sie! Mutter wollte zwar nicht, daß ich hingehe. Und ich will ja auch gar nichts von ihr. Aber sie hat doch gesagt, ich sollte heute kommen. Da, da!“ rief sie, „sie sitzt am Fenster, sie ist zu Hause!“

Sie lief schnell den Andern voran über den Platz. In wenigen Sähen war sie die Treppe hinauf und klingelte.

Es wurde nicht aufgemacht.

Sie klingelte zum zweiten Male.

Doch auch jetzt wurde nicht aufgemacht. Sie hörte aber hinten ein leises Schlürfen, wie wenn jemand auf Pantoffeln ging. Unten, im Flur unterhielten sich ihre Freundinnen. Da flüsterte sie bittend durchs Schlüsselloch: „Tantchen! Liebes Tantchen! Mach' doch auf... Ich will ja garnichts haben... Du sollst ja nur sagen, ob ich gut aussehe...“

Aber es wurde nicht geöffnet.

„Ach, weicht Du! Wie Du aussiehst? sagten ihre Freundinnen, als sie herunterkam. „Ganz verrostet siehst Du aus.“

„Ja, es ist doch wirklich kalt im Winde,“ antwortete sie fröstelnd und zog die dünne Peterine zusammen. —

— **Frauenstimmrecht in Tessin.** Der „Ref. Jtg.“ wird aus Bern geschrieben: In einigen Gemeinden des Kantons Tessin besteht ein Frauenstimmrecht. Die eigenartigen Verhältnisse des Kantons Tessin mit der allgemeinen Auswanderung der männlichen Bevölkerung in den Sommermonaten bedingen eine Uebertragung öffentlicher Rechte auf die Frauen, da sonst im Sommer in vielen Gemeinden gar keine Beschlüsse gefaßt werden könnten. Die Gemeinde Melano im Luganesischen hat die Nothwendigkeit des Frauenstimmrechts erkannt. Diese Gemeinde hat einen förmlichen Beschluß gefaßt, in Ermangelung volljähriger Bürger männlichen Geschlechts dürfe jede zur Bürgergemeinde gehörende Familie in Bürgerangelegenheiten sich durch volljährige Frauenspersonen vertreten lassen. Die Frauen besitzen hierbei das volle Stimmrecht. Die liberalen tessinischen Blätter sind für die gesetzliche Sanktionierung des Stimmrechts, während die ultramontane Presse sich ablehnend verhält. —

Theater.

Zu Ehren Spielhagen's wurde am Freitag im Schauspielhaus das Drama „Liebe für Liebe“ aufgeführt. Das Schauspiel Spielhagen's ist für unser Geschlecht fast eine Novität. Es wird bald ein Vierteljahrhundert vergangen sein, seit das Stück nicht mehr in Berlin gegeben wurde. Der Dichter wurde am Freitag vielfach gerufen. Das war eine Anerkennung für sein Gesamtthaffen.

An sich betrachtet, erinnert das Drama an verlungene Tage. Eine andere Welt, als die unsere, steigt darin auf; aber sie hat ihre feinfühleren poetischen Reize. Empfindungen und Sprache der Menschen sind hochgepannt; zumal die Frauengestalten sind in lichtverklärten Farben gehalten. Mitunter betrifft's den Hörer von heute,

wie altväterlich stehende Maidetät; mitunter wird man aus der Stimmung gerissen, wenn die Menschen auf der Bühne insgesammt in Spielhagen's eigenem Geiste und nicht nach ihrem besonderen Wesen sprechen. Der Eine wird geistreicher, der Andere empfindlicher, als er nach der Situation sein könnte.

Ein vielverwendeter novellistischer Stoff liegt dem Schauspiel zu Grunde. Ein Todtgesagter kehrt zurück und in dem Besitz, den er verlässt, findet er einen Andern. So ging's dem jungen Freiherrn v. Ellbed, der in dem napoleonischen Kriege gefallen sein sollte; man sah ihn fallen, er war verschollen vier Jahre lang; und dennoch war's eine Täuschung. Der junge Baron lebt, und seine Charlotte ist inzwischen in Liebe die Braut eines Jugendfreundes von Fritz Ellbed geworden. Der Verbitterte kann den „Verrath“ nicht fassen; er wird hart und starr wider den Jugendfreund, einem bürgerlichen Pfarramtsverweier, der doch nur ehrlich Liebe für Liebe gewann. Das ist der Konflikt, der sich auf dem Zeitgrund von 1818 aufbaut.

Ganz trefflich ergänzten sich die beiden Schauspieler Matkowsky und Christians; der Eine, Matkowsky, düsternen Temperaments, der Andere mild stimmenden Geistes. Künstlerisch tiefer standen diesmal die Damen Lindner (Charlotte) und Mayburg (deren leidenschaftlichere Schwester, die den Troz Ellbeds besiegt). Freilich sind so sehr idealisirte Gestalten für die Darsteller minder dankbar. —

Musik.

Unsere alte Oper kam sich im Laufe der Zeit doch nicht gänzlich damit begnügen, auf ihren — will sagen: auf den Vorbeeren des Theaters des Westens auszurufen. Ab und zu muß diese Ruhe anstands halber durch eine kleine Regung unterbrochen werden. Dann verprießt man mit gewichtigter Miene eine Erstaufführung wie d'Alber's „Abreise“, eine Neueinstudierung wie Weber's „Curyanthe“, oder dgl. m. Dam ist es wieder still. Und endlich erscheint von den versprochenen Stücken eines auf dem Wochenzettel. Nun läuft man, nun lauft man, nun ist man froh, einige Tage vorher um ein Häuflein Geld einen halbwegs brauchbaren Platz zu bekommen. Dam wird abgesetzt, verschoben. Nun läuft man, verlangt, erhält zurück. Und dam ist's still — nur die „Weiße Dame“ oder sonst was geht um, und wur Verichte über zahllose Einführungen neuer Werke an Bühnen draußen in Provinzen und Staaten unterbrechen die Stille.

Und nun endlich die thafsächtige Premiere eines Stückes, in welchem ganze drei Personen spielen — vermuthlich zu viele, als daß sich die Oper eine Doppelbesetzung leisten könnte. So war für vorgestern „Die Abreise“ angekündigt, sammt zwei anderen Einaktern. Erst hieß es: Reihenfolge a b c. Dam hieß es dringend und stand schwarz auf weiß: Reihenfolge b a c. Und schließlich kam doch wieder die Reihenfolge a b c. Das war nicht übel: so stand ein eigenartig modernes Werk zwischen zwei Vertretern älterer Gattung, ein schlichtes, effektlloses Kunstwerk zwischen zwei grellen Schlageren. Der Abstand wurde dadurch scharf beleuchtet, und das schlichte Werk hatte sich in der ungünstigsten Stellung zu bewähren. Es hat sich denn auch mit all seinen verborgenen Kräften energisch bewährt; daß der Komponist fünfmal danken konnte, ist wohl nicht einmal der Hauptbeweis dafür.

Wir stehen vor einem „musikalischen Lustspiel“ — ein Titel, der unseres Erinnerns mindestens noch nicht verbraucht ist. Das wäre also ein besonderer Punkt in der Entwicklung der komischen Oper weiteren Sinnes. Man darf fast schon von einem „musikalischen Konversationsstück“ sprechen: die Zeitbestimmung „Ende des 18. Jahrhunderts“ könnte beinahe zu Gunsten der Gegenwart fehlen. Die Dichtung stammt von dem als fruchtbarer Schriftsteller bekannten August von Steigentesch (1774—1826) und ist „engerichtet“ von dem jetzt in der Opern- und Opernrevuewelt vielgenannten Friedrich Graf Spard. Sie besteht aus kurzen Versen mit fast lauter männlichen Reimen, was allein schon einen wunderlichen Eindruck ergiebt; ihr Inhalt ist, kurz, die Unschlüssigkeit eines Ehemanns, der erst bereit ist, abzureisen und einem alzu dienstfertigen Freund das Terrain zu überlassen, und der endlich nach ungewissem Hin und Her doch bei seinem Weibchen bleibt. Was diesen Rahmen füllt, ist ein so zartes Gewebe dünnster Fäden, daß man auch nach mehr als einmal Lesen des Stückes nicht ganz sicher ist, jeden einzelnen Faden zu erkennen.

Und diese so gar nicht im Alltag unserer Opernrevue liegende Dichtung, in der es auch gar nichts Spektakulöses weder fürs Ohr noch fürs Auge giebt, konnte wohl nur ein Tonkünstler zu komponiren unternehmen, dem es mit seiner Kunst allerreinster Ernst ist. Als solchen kennt man Eugen d'Albert schon seit langem, wemgleich seine Kompositionen gerade in Berlin hinter Spektakulöseren zurückgesetzt zu werden pflegen und seine „Abreise“ erst an anderen Orten ihre Erfolge holte, ehe sie hierher kam. Die Musik begleitet den Text ohne dialogische Unterbrechung und ohne Zertheilung in Nummern. Sie schwebt in einer lebenswüdig heiteren Einfachheit dahin, großentheils walzerartig (zumal wo es den geschäftigen Dritten gilt), und hebt den an sich etwas herb anzuhörenden Text in die Sphäre einer frohen weichen Stimmung hinauf. Lange Zeit hindurch läßt sie uns in dieser Sphäre und in dem Auschein einer etwas gar simplen Mache. Am so plausibler wird uns dann ihre Steigerung gegen Ende. Die Stellen, da Luise ihren Gemahl charakterisirt: „Ich kenne einen Mann, der will und weiß nicht, was?“ u. f. w., da dann Beide sich zu einem Duett vereinigen (dem einzigen mehr-

stimmigen Satz im Ganzen), und da endlich der Freund seine Verblüffung kundgibt: diese Stellen gehören durch die Macht ihres schlichten Ausdrucks zu dem Besten, was wir an dramatischer Musik kennen.

Die Darstellung durch Frau Herzog und die Herren Hoffmann und Sommer, sowie die Orchester-Leitung Dr. Rud's waren sehr tüchtig, ein noch flotterer, graziöserer Gesammtton ist allerdings immer noch möglich.

Von den zwei Stücken, die diese Novität umrahmten, war das erste der schon bekannte „Faschich“ von Helius, eine farbenprächtige, aufgeregte und musikalisch gut gestimmte Haremsgeschichte; Fr. Hiedler sang und spielte trefflich. Das andere war „Ver-gißme nicht“, Tanzmärchen in einem Akt von Richard Goldberger. Es wurde vor Kurzem hier eingeführt. Daß wir ihm damals keine Sonderbesprechung gewidmet, hat uns nachher nicht gereut. Zwar läßt sich der Musik ein ziemlicher Reichtum an Melodiosität und geschickter Anpassung an all den vielfältigen Tand nachsagen, der da auf der Bühne arrangirt wird. Aber arrangirter Tand ist das Ganze trotzdem. Daß anderswo die Versuche, auch dem Ballet eine Moderne zu geben, es aus der Ferne des Phantasieflüdes — oder vielmehr des Stückwerks ohne Phantasie — in die Nähe der heutigen Welt zurückzuführen, bereits zu einer neuen Balletgattung geführt haben („up-to-day-ballet“ nennen es die Engländer): dafür interessiert sich unser Operntheater anscheinend gar nicht. So konnten wir uns wieder eine jener Blumengeschichten vormachen lassen, bei denen es uns nur dauern muß, daß all die hübschen Einzelheiten im Dienst einer so trassen Welt von Unmotivirtheiten stehen. Dieser Lust von vorwiegend nur ornamentalen Bewegungen; diese Lichteckste, für die sich keine andere Bedeutung findet, als daß die Augen der Mitwirkenden geschädigt werden; dieses Herumstehen der Massen von Figurantinnen, bis die eine oder andere Gruppe an die Reihe des Tanzens kommt; zuletzt die mit unheimlicher Macht über diese Wüder heranziehende Langeschleife: — all das lassen wir uns so ruhig gefallen, als ob es nicht anders sein dürfte. Und einer besseren Sache waren die darauf verwendeten Kräfte der Ausstattung, Darstellung u. s. w. gewiß würdig; wenn wir keinen Einzelnen besonders hervorheben, so sei damit namentlich die Tüchtigkeit der Gesammtleistung anerkannt. —

Kunst.

—H. Eine Ausstellung für künstlerische Photographie ist in den Räumen der Akademie, Unter den Linden veranstaltet. Sie giebt reichhaltige Proben für die Tendenzen, die in der Gegenwart das Streben, zu einer künstlerisch werthvollen Photographie zu gelangen, beherrschen. Man geht nicht mehr allein darauf aus, die Photographie zu größtmöglicher Schärfe zu entwickeln, sondern man bemüht sich, die Natur künstlerisch zu sehen und durch geschickte Ausschnitte in den Motiven etwas wie Stimmung in das Bild hinüberzutreten. Es ist in allen diesen photographischen Bildern offensichtlich, daß die moderne Malerei zu diesen Bemühungen den entscheidenden Anstoß gegeben hat, ja man kann bei der über-großen Mehrzahl von ihnen deutlich erkennen, nach welcher Richtung im engeren Sinne oder selbst nach welchem einzelnen Künstler es gearbeitet ist. So ist es auch ganz natürlich, daß in den Arbeiten der verschiedenen Nationen die Gegensätze wiederkehren, die auch in ihren Gemälden zu Tage treten. Da sind die feinen, in zarten verschwimmenden braunen Tönen gehaltenen Landschaften eines Charles Noß, die wie Landschaften der Schotten wirken, oder die geschmackvollen Porträts von L. Annan, bei denen man an Whistler denkt, da arbeiten die stärksten Freilichtmaler; die Pariser sind glatt und elegant wie ein Pariser Durchschnittsmaler u. s. f. Am weitesten in diesem Wettstreit mit der Malerei gehen aber die Mitglieder des „Wiener Camera-Club“ und einige Hamburger Photographen, von den ersteren besonders Henneberg und Kühn (Zunsbrud), aus Hamburg Th. und O. Hofmeister und Einbecl. Schon in ihrem Format gehen sie weit über das bei Photographien gewohnte hinaus; und als Verfah- ren wählen sie den Chrom-Öl-Druck, der ein starkes Bearbeiten der Platte gestattet. Die Konturen, die sonst bei Photo-graphien so fest unrisen und scharf hervortreten, sind ähnlich wie auf modernen Gemälden viel weniger bestimmt, der Vordergrund ist stärker herausgearbeitet, der Hintergrund allgemeiner, mehr aus- deutungsweise behandelt. Kein Zweifel, daß sie beim ersten Ein- druck eine überraschende Wirkung erzielen, daß man fast verneint, es nicht mit mechanischen, sondern mit rein künstlerischen Re- produktionsverfahren, etwa dem Stein-Druck, zu thun zu haben. Aber es scheint doch, daß der eigentliche Charakter der Photographie damit verwischt ist, daß die spezifische Eigenschaft der mechanischen Platte, Linien, Zeichnung absolut getreu wiederzugeben, verloren und eine eigentliche Stimmung nicht dafür eingetauscht ist, und dies um so weniger, je mehr sich das Motiv der modernen intimen Land- schaft nähert. Die Arbeiten der Belgier zielen nicht so weit, und sie erreichen mehr; in ihren Landschaften geben starke Kontraste in den Tönen und Motive, die lineare Elemente genug enthalten, die Grundlage der Wirkung. Auch in Deutschland arbeiten einzelne in dieser bescheidenen Art. Die ausgezeichneten Porträts von Matthias- Majuren sind hier in erster Linie zu erwähnen. —

Technisches.

— Das geräuschlose Gewehr. Ueber die Erfindung des französischen Obersten Humbert, die es ermöglicht, nicht nur rauchlos zu schießen, sondern auch ohne Knall, bei Vermeidung des Rückstoßes der Gewehre und des Rücklaufes der Geschütze, schreibt man der „Bohemia“: Der Knall entzieht, wie man weiß, dadurch, daß die aus dem Pulver sich entwickelnden Gase, nachdem sie die Kugel vor sich her aus dem Rohre getrieben haben, ihrerseits jäh aus dem Laufe strömen und eine überaus heftige Bewegung der Luft hervorbringen, die eben als Knall an unser Gehör dringt. Die Erfindung des Obersten Humbert macht nun dieses jähe Austreten der Gase aus dem Rohre unmöglich; die Mündung des Flintenlaufes ist nämlich mit einem ventilarigen Abschluß versehen, der in der Art funktioniert, daß, sobald das Geschöß die Mündung verlassen hat, die nachdringenden Pulvergase das Ventil schließen. Die Gase sammeln sich in einer Trommel an, spannen sich ab und entweichen langsam und unhörbar durch einen sieb- artigen Abschluß. Versuche, die mit der neuen Erfindung angestellt wurden, haben, wenn auch keine völlig befriedigende, so doch sehr annehmbare Resultate ergeben. Der Knall namentlich war sehr stark vermindert, die Flamme nahezu gar nicht sichtbar. Man hat also Aussicht, zum rauchschwachen Pulver auch das geräuschlose Gewehr zu bekommen. —

Humoristisches.

— Höchster Effekt. Schmierendirektor: „... Den größten Erfolg in meinem Leben hatte ich seiner Zeit am Stadt- theater in Wienbach zu verzeichnen. Denken Sie sich, ich gebe eine Novität von einem Verfasser aus der Stadt, ein griechisches Drama. Im zweiten Akt hat mein jugendlicher Liebhaber ein' Kampf mit mir; in seinem jugendlichen Feuer treibt er mich zu nahe an die Rampe, und bimm's liege ich Sie im Orchester und falle grade uf die große Trommel. Natürlich plagt von der kolossalen Wucht das Fell, und ich verschwinde Sie nun vollständig. — Au' hätten Sie aber 'mal das Publikum hören sollen! So was von Applaus is noch in keinem Theater nich' erlebt worden; — wenigstens sechsmal bin ich Sie aus der großen Trommel rausgerufen worden!“

— Herbe Kritik. Symbolist: „Nun, Herr Professor, was sagen Sie zu meinem Kinde?“

Medizinalrath: „Ja... hm... wünschen Sie ein ärzt- liches Gutachten?“

— Schlagfertig. Hausfrau: „... Ich weiß nicht, Marie, sind Sie verrückt oder schl!“

Köchin: „Gnädige Frau werden sich doch keine verrückte Köchin genommen haben?!“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Herr Paul Lindau, Hof-Theater-Intendant in Meiningen, hat seinen Abschied genommen. — Nehre zurück, Paul, es ist Dir Alles verziehen. Dein Rudolf. —

— Von Fedor von Zobeltich kommen noch in dieser Saison zwei Novitäten zur Aufführung, am 7. März ein satirisches Lustspiel „Lam-Lam“ am Berliner Theater und Mitte März am Hamburger Stadttheater ein fünfaktiges Drama „Neue Waffen“. Das Letztere ist vom Berliner Schau- spielhause für die nächste Spielzeit in Aussicht genommen. —

— Im Neuen Theater gelangt am 28. Februar ein Schau- spiel von Richard Landsberger „Die Pflicht“ zur ersten Aufführung. —

— Auch in München-Gladbach hat man einen Versuch gemacht, billige musikalische Volks-Unterhaltungs- abende einzuführen. Der erste wurde von etwa 1300 Personen besucht und hatte einen großen Erfolg. —

— Der Schriftsteller Rudhard Kipling liegt in New- York an einer Lungenentzündung schwer krank darnieder. —

— Friedrich von Hausegger ist im Alter von 61 Jahren in Graz gestorben. Er ist durch Schriften über Wagner, Wagner und Schopenhauer, „Die Musik als Ausdruck“ und „Das Jenseits des Künstlers“ bekannt geworden. —

— Dem englischen Maler Sir John Millais soll in London, wahrscheinlich vor dem Tate-Museum, ein Denkmal gesetzt werden. —

— In Rom wurden bei den Ausgrabungen an der Sigrusbrücke dreißig Fragmente von der großen marmornen Tafel aufgefunden, welche die Topographie des alten Rom zeigte und die zur Zeit der Cäsaren angefertigt wurde. —

— Vom römischen Kardinals-Kollegium wurden folgende Bücher des Würzburger Professors der katholischen Theologie Dr. Schell verdammt: „Katholische Dogmatik“, „Die göttliche Wahrheit des Christenthums“, „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“, „Die neue Zeit und der alte Glaube“. —